



ANDACHTEN MIT HERZ UND VERSTAND

Es war fast sowas wie ein kleiner Kirchentag auf dem Marktplatz in Dessau. Es hieß Hoffnungskulturfest. Hoffnung mit Kultur verbinden, mit gedeckten Tischen auf einem sommerlichen Platz, mit Gespräch und Musik. Menschen, die sich noch nicht kannten, sind einfach ins Diskutieren und Singen zusammengekommen. Es war nicht der Moment, alles in rosarot zu sehen, sondern um gemeinsam die Augen aufzumachen, um die Stärke der Zuversicht zu erkennen, um sich einen Blickwechsel zu gönnen und nicht in Lethargie zu verharren. Auch Unterhaltung mit Haltung verbinden. Darum ging es. Hoffnungskultur – noch immer klingt das in mir nach. Alles hat seine Kultur, Essen, Trinken, Fußball, das Populäre auch – die Populärkultur. Sogar die Subkultur. Es gibt Kultur eben nicht in Monoformat, nicht die EINE Kultur. Ihr Wesen ist in den allermeisten Fällen, dass sie aus verschiedenen bunten Fäden besteht und gerade nicht auf ein einziges Gleis verordnet werden möchte. Kultur, in Bildern, Worten, Taten und Tönen, braucht Freiheit. Wird sie festgeschrieben, geht ihr die Luft aus. Fehlt die Luft in der Kultur, erstarrt erst sie und dann eine Gesellschaft, in der Atemlosigkeit der Angst. Kultur ist das Gegenteil von Starre. Sie mutet uns Veränderung, Verwandlungen zu. Manchmal ist sie eine einzige Zumutung. Manchmal ein Sprung aus dem Gewohnten, ein Spiegel, der uns nicht belügt, sondern radikal ehrlich ist. Wer hat Angst vor dieser Kunst und vor einer Kultur, die uns auch manche Infragestellung zumutet? Wir sind so frei, damit umzugehen. Das ist kostbar. Kulturpolitik ist Freiheitseinübung. Kann dabei auch Wind unter den Flügeln geben, uns beflügeln. Wenn es heißt, Kultur müsse einer bestimmten Gruppe wieder mehr Selbstbewusstsein geben, habe ich Fragezeichen: Welches Selbstbewusstsein ist uns eigentlich abhandengekommen? Und wer ist mit dieser Gruppe gemeint, die sich nicht mehr selbst hassen soll? Selbsthass ist immer von Schaden, aber woher kommt er? Und kann man Kultur dafür verantwortlich machen? Was wird tatsächlich gefordert, wenn ausschließlich „patriotische Grundhaltungen“ gefördert und öffentliche Gelder nicht für Kunst ausgegeben werden sollen, die als verdächtig oder als antideutsch erklärt werden.

Gefälligkeit, ideologische Gefälligkeit, darf keine Förderkategorie für Kunst oder Kultur sein. Natürlich bedeutet Kunstfreiheit nicht, dass jede Idee öffentlich finanziert werden muss. Aber Kultur wird zahm, wenn ihre Förderung davon abhängt, ob das Ergebnis in eine Schablone von Nation oder Heimat passt. Geforderte Bekenntnisse, schon gar zu einer Nationalkultur, tun nicht gut, weil Kulturförderung kein willkürliches Herrschaftsmittel werden darf.

Kultur zu fördern, heißt Zusammenklang zu fördern, auch etwas schaffen können, womit und worin ich mich ebenso verbinden kann. Das hat mit Identität zu tun. Und schafft noch mehr; diese Kultur – wenn es gut geht auf hoffnungsvolle Weise – Verbindungen zwischen Identitäten und Heimaten. Heimat kann wichtiger und wunderbarer Halt sein: der Elm, ein Dialekt, ein Lied, der Sportplatz im Dorf, der Dom, die Feuerwehr, Menschen, die meinen Namen kennen. Schwierig wird es da, wo sie zum Türsteher wird. Wo jemand entscheidet: Du gehörst hinein. Du nicht. Menschen können mehrere Heimaten haben. Sie können eine verlieren und eine andere finden. Sie bringen etwas mit, übernehmen etwas und schaffen etwas Neues.

Kultur ist mehr als Freizeit oder Dekoration. Sie bildet die Herzen. Oft beiläufig, sinnlich und mit unterschiedlichen Zugängen. Eine erlebte Theaterszene verändert berührt mein Herz. Eine Lesung gibt mir vielleicht neu Sprache für etwas, das mir bisher fremd war. Ein Museum bewahrt nicht nur Vergangenes, sondern fragt, wie wir es heute verstehen für morgen.

Kulturräume sind Lernorte. Da kann etwas eingeübt werden, was wir dringend brauchen: zuhören, unterscheiden, widersprechen, mehrere Deutungen aushalten. Die eigene Perspektive nicht für die einzig mögliche halten. Politische Bildung und Kultur sollen uns nicht vorschreiben, was wir denken. Im besten Fall befähigen sie uns, genauer hinzusehen und selbst zu urteilen. Gerade deshalb brauchen wir offene, angstfreie Kulturräume. Kultur ist also nicht nur das, was wir erben. Das auch.

Und das muss geschützt werden. Aber Kultur ist auch das, was unter unseren Händen entsteht. Deshalb ist sie eigensinnig, beweglich, manchmal widerspenstig. Sprache wandert. Musik nimmt neue Töne auf. Traditionen werden umgedeutet. Religionen begegnen sich. Wenn es gut geht, loten sie zusammen ihr versöhnungsstiftendes Potenzial aus. Aus Vertrautem und Fremdem entsteht etwas, das vorher noch keinen Namen hatte.

Das kann allerdings verunsichern. Viele Umschwünge, befördert auch durch Krisen, haben sich viele von uns nicht ausgesucht. Manches ist da zum Fürchten. Manche fragen sich, ob sie überhaupt gesehen werden mit dem, was sie so zu schaffen haben und geschafft haben. Aber die Antwort kann nicht sein, Kultur enger und vor allem Zugehörigkeit noch enger zu zurren.

Wir leben aus und mit einem der vielfältigsten Kulturschätze, der Bibel. Sie ist eine Bibliothek der Erfahrung mit Gott. In dieser Bibliothek wird erzählt von Völkern, Sprachen und Lebensweisen. Menschen ziehen fort, kommen als Fremde an, verlieren Heimat und finden neue. Sie streiten um Zugehörigkeit. Und dann kommt etwas Besonderes. Davon erzähle ich abschließend: Die jüdische Gemeinschaft feiert gerade ein Fest, erzählt die Bibel. Es ist das Fest der Treue Gottes zu seinem Volk Israel. Aus allen Himmelsrichtungen war man zusammengekommen. Auch die Anhänger des gewaltvoll umgebrachten Rabbis Jesus. Sie sind aber nicht in Feierlaune. Sie sind verängstigt. Der Evangelist Lukas erzählt: Mit einem Mal erleben die gerade noch Ratlosen etwas Wunderbares. Sie erfahren nämlich, dass jeder und jede in eigener Sprache redet und es dennoch eine Verständigung gibt. Sie staunen und fragen: Wie kann das sein? Der Geist Gottes macht aus den vielen Sprachen keinen Wort-Einheitsbrei. Niemand muss seine Muttersprache abgeben. Niemand muss seine Herkunft verleugnen oder verstecken. Das Wunder ist statt Gleichförmigkeit Verständigung ohne geschürte Ängste voreinander!

Vielleicht ist das eine gute Beschreibung dessen, was wir gerade brauchen: miteinander reden, nicht in gegenseitigen Schuldzuweisungen ersticken. Kultur kann dafür Räume aufschließen und Brücken schlagen, indem Themen der Stadt, des Landes aufgenommen werden und nicht unter den Teppich kommen. Offen und beherzt für alle, die da sind. Auch in Königslutter – beim Fest der Kulturen. Bei den Domkonzerten und im Kulturverein. In den Sportvereinen und bei der Freiwilligen Feuerwehr mit ihrer Jugendarbeit. Im Austausch der Türkisch-Islamischen Gemeinde mit der evangelischen und katholischen Gemeinde. Und es geschieht in der MachBar, wo Menschen zusammen Ideen entwickeln und fragen: Wie wollen wir in dieser Stadt gut miteinander leben? Das sind nicht nur Freizeittorte. Es sind Begegnungsorte und Lernorte. Dort kann ich fragen: Was ist dir an diesem Ort, für diese Stadt wichtig? Welche Geschichte bringst du mit? Was verstehe ich noch nicht? Und vielleicht gehe ich mit einem anderen Blick wieder nach Hause. Dafür braucht es Menschen mit Zeit, Leidenschaft und Neugier. Und es braucht die Freiheit, dass nicht schon vorher feststeht, was dabei herauskommen soll.

Welche Kultur wollen wir? Vielleicht eine, die Widerspruch aushält, ohne ein Verächtlichmachen von Menschen, die vielleicht nicht meine Lebensweise, meine Sprache zu hundert Prozent teilen, zu kultivieren?

Der Geist von Pfingsten räumt den Streit nicht aus der Welt. Konflikte gehören zur Menschheitsgeschichte, zur Geschichte der Bibel auch. Verständigung bedeutet nicht Einigkeit. Wir brauchen Kulturen und Kunst, die willkommen heißen, die nicht zurückweichen, wenn Menschen ausgegrenzt werden und die Hand nicht vorschnell zurückziehen.

Davon singt ein Lied. Es hat Geschichte. Es findet sich nicht mit einer Welt ab, in der Macht Recht verdrängt, Angst wächst und Menschen friedlos werden. Und es bittet dennoch um Frieden. Um Mut zum Händereichen. Um eine Rede, die nicht lügt. Vielleicht ist das eine gute Beschreibung demokratischer Kultur: die Hand auszustrecken, ohne die eigene Haltung preiszugeben. Klar zu reden, ohne jemanden zum Feind zu machen. Und nicht zu schweigen, wo Menschen Schutzraum und Zuflucht, Geborgenheit brauchen, um sich zu entfalten.

Das Lied macht daraus eine Bitte für eine Hoffungskultur in Frieden.

Gib Frieden, Herr, gib Frieden. Amen.

Landesbischöfin Dr. Christina-Maria Bammel